

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Du findest hier jede Woche all das, was Dich interessiert.
1947-1948
1947**

30 (17.11.1947)

Die neue Diktatur:

Korruption

KARLSRUHE, 17. NOV. 1947

„DU“. Die Straße war dick von Menschen umrandet. Sie standen bis in die Fahrbahn hinein und Polizeiposten mußten absperren. Dann bog das Auto eines Volksführers um die Straßenecke und „Heil“-Rufe brausten auf, pflanzten sich fort, erfüllten alle Wartenden. Heil! Heil! Heil! Gebrüll, Gedränge, Ekstase. Die Absperren der Polizei waren kaum fähig, die Massen zu bändigen.

Hätte man die Schreienden getrennt und jeden von ihnen einzeln in eine Straße gestellt, so wäre der Wagen eines führenden Parteimannes mit stiller Zäcigkeit begrüßt worden. Siegfried wäre jedoch niemand dieser einsamen Straßenposten auf den Gedanken gekommen, sich heiser zu brüllen und wilde Bewegungen auszuführen. Und falls jemand versucht gewesen wäre, es zu tun, dann hätte ihn ein Blick auf sein Spiegelbild im Schaufenster der gegenüberliegenden Häuserfront zur Mäßigung veranlaßt.

Die Halle war gepfropft voll mit Menschen. Goebbels begann seine Rede; er tastete anfangs vorsichtig die „Volksstimmung“ ab. Doch dann stürzte er auf sein Ziel los, spielte mit den Gefühlen der Zuhörer, arbeitete mit Schlagworten, jonglierte mit brillanten Redewendungen und veränderte alle Phrasen in wirkungsvolle Aufzüge. Nach einer halben Stunde hatte er die Massen, Frauen, die kurz zuvor noch steiflich dastanden, wurden mitgerissen, streckten ihre Handflächen gegen Rednertribüne, weinten und riefen: Nimm mich hin — nimm mich hin!

Hätte sich eine der Frauen Goebbels allein angehört, so wäre sie zu dem Schluß gekommen, der Mann verstehe zwar sehr gut zu sprechen, streue aber zusätzlich noch sachliche Unrichtigkeiten dazwischen.

Warum wurde Alfred Loritz, dem ehemaligen Vorsitzenden der WAV, Beifall gezollt, als er bei einer Massenversammlung vor der Feldherrnhalle Behauptungen aufstellte, deren Falschheit sofort durch kurzweiliges Nachdenken hätte erwiesen werden können? Warum jubelten die Teilnehmer einer Parteiversammlung vor Vergnügen, wenn der Redner über einen politischen Andersdenkenden Bemerkungen machte, die in einem Gespräch nicht als Witz, sondern als grobe Unfähigkeit gewertet würden? Warum wirkt eine Rundfunkansprache zündend, wenn wir sie im „Gemeinschaftsraum“ zusammen mit 100 Arbeitskollegen hören, während sie uns zu Hause durchaus kalt läßt?

In Massenversammlungen, bei Massendemonstrationen geht der letzte Rest des Verstandes im Gebrüll unter. Das Denkvermögen wird vom Strom der ekstatischen Gefühle hinweggeschwemmt. Einer Menschenmasse kann etwas suggeriert werden, was Einzelnen bedacht ablehnen würden. Die Massen denken nicht, sie fühlen. Und wer ihre Gefühle hinter den Schranken des Verstandes hervorzulocken versteht ist ihrer Unterstützung gewiß. Auch heute noch.

Können wir denn nichts dagegen tun? Wir können versuchen, in Versammlungen, in Menschenhaufen so zu handeln, als seien wir allein, um nicht in allgemeines Beifalls-Geschrei mitgerissen zu werden, wenn uns etwas mißfällt. Und falls wir vor Begeisterung auf die Stühlekletterer, dann muß uns die Sachwert sein, daß wir für sie auf die Stühle klettern, auch wenn der Nebemann sitzen bleibt.

Wir werden nicht immer gegen die Massenpsychose immun sein. Wir wollen uns jedoch wenigstens über den Wert von Massen-Entschlüssen aus Massen-Demonstrations-Versammlungen klar sein. Oder besser: Über ihren Unwert.



Eine Hand wäscht die andere. Und je mehr sie sich gegenseitig waschen, desto schmutziger werden beide.

Ganz Deutschland ist korrupt. Materiel und geistig korrupt. Das erste schädigt uns nicht so schlimm wie das zweite; dieses wiederum ist die Voraussetzung für die materielle Korruption. Es hat keinen Sinn, sich vor der Feststellung einer solchen Tatsache zu drücken. Sie auszusprechen haben wir für die notwendige Vorbedingung einer Änderung. Wann diese herbeigeführt werden kann? Erst dann, wenn die geistige Korruption beseitigt ist. Nicht etwa dann, wenn eine Währungsreform die materielle Basis der Korruption wegnimmt.

Eine kleine Auswahl: In Rheinland-Westfalen wurde ein staatlicher Korruptions-Kommissar eingesetzt. In Bayern ist die 60 000 Mark-Angelegenheit des vergangenen Ministerpräsidenten noch immer nicht bereinigt. In der Ostzone, gleichgültig in welchem Land, sind Bestechungen, Schenkungen und Beeinflussungen des Gerichts mehr als häufig. Die Pfalz hatte ihren großen Skandal, als der Landtagspräsident Diel einen Großschieber mitsamt seinem riesigen Warenlager deckte.

Aber nicht nur in den Sphären der Regierung ist die Korruption zu Hause. Auf welchem Amt, wo es Zulassungen, Bescheinigungen, Bezugsscheine, wo es Wohnungen gibt, ist noch kein „Fall“ passiert? Wo hat die persönliche, parteiliche, sachliche „Beziehung“ keine Rolle gespielt? Es gibt heute schon gerichtlich festgestellte Fälle, in denen sogar in den Internierungslagern die Insassen mit den Wachmannschaften korrupte Verbindungen, Vorstößen für beide Teile, hergestellt haben.

Und wie ist's in unserem kleinen Alltag? Wer hat einen Kleinhändler, einen Polizisten, besonders die Landspolizisten, noch nicht mit Zigaretten, mit einer Flasche Wein, mit Schnaps bestochen? Und wie sieht die Speisekarte und Getränkekarte aus, wenn eine Behörde, ein Amt, ein Ministerium einen Betriebsausflug machen, wo die für solche Zwecke plötzlich vorhandenen „Sonderkontingente“ weit über das hinausgehen, was einem Normalverbraucher rusteilt? Und wer hat seinem Schuster außer guten Worten noch keine Hauchwaren angeboten und welcher Schuhmachermeister hat sie nicht angenommen?

Die Grenzen der Korruption und des Selbsterhaltungstriebes sind fließend; die kleine Nachhilfe, die man gibt, um endlich wieder ein Paar Schulnoten zu bekommen, kann man nicht in die gleiche Kategorie einreihen wie die Fälle, in denen auf Kosten der Allgemeinheit von Beauftragten der Allgemeinheit unsaubere Geschäfte gemacht, Beziehungen ausgespielt und ausgenützt werden.

Der Ausgangspunkt liegt weit zurück. Das Kaiserreich hatte im Ganzen gesehen ein einwandfreies, sauberes Beamtentum (auf die Gründe einzugehen würde zu weit führen); die Weimarer Republik brachte durch die politischen Beamtenstellen schon den Einbruch in diese Sphäre der Korrektheit, der im dritten Reich durch die widersinnige „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ erweitert wurde, wobei der Berufsbeamte zuerst „politisch zuverlässig“ sein mußte, nicht primär ein guter Beamter. Die chaotischen staatlichen, menschlichen, soziologischen Zustände seit der Kapitulation haben auch noch die letzten Reste der Institutionen hinweggeräumt, die eine gewisse Garantie für Korrektheit, Seriosität, Unbestechlichkeit in Staatsleben boten.

Die von der Korruption „Betroffenen“, die Bürger des Staates, aber haben eine parallele Entwicklung genommen. In dem Inferno der letzten Jahre sind alle Bindungen an höhere Gesetze, eine Verpflichtung gegenüber anderen Menschen vollkommen gelöst worden; das einzige, was blieb, ist der Trieb zur Selbsterhaltung, der mit allen Kniffs, Tricks, mit völliger Rücksichtslosigkeit von beinahe allen Deutschen ausgeübt wird. Er ist zu unserem einzigen Lebensgesetz geworden.

In jedem militärisch besetzten Land sind die besten Voraussetzungen für Korruption gegeben. Bei uns jedoch richtet sie sich nicht primär gegen die Besatzungsmacht, im Gegenteil wird deren Abwesenheit zu einem durch und durch korrupten Ausleben der Deutschen genutzt, die Deutschen benützt, sie würde gefährlich vor dieser Wirklichkeit die Augen zu schließen; denn sie ist auch eine Denkwirklichkeit. Und korruptestes Denken richtet mehr Schaden an als eine Packung „Lucky Strike“ es je tun könnte.

In diesem realistischen und deshalb häßlichen Bild, das hier entworfen wurde, gibt es einige helle Stellen, die sich durch klarere Konturen auszeichnen. Eine davon ist die deutsche Jugend. Ihr Pessimismus, ihre Zurückhaltung, ihr menschliches und geistiges Insel-dasein, ihre Ablehnung des Partei- und Staatslebens, ihre Passivität geben ihr gar keine Chance, in die Sphäre der Korruption hineinzugeraten. Und das, was ihr immer wieder zum Vorwurf gemacht wird, ihr Abwarten, bewahrt sie auch davor, sich geistig zu korruptieren. Wir sind sogar so optimistisch, zu glauben, daß sie, wenn man ihr überhaupt die Möglichkeit zum „Mitsprechen“ gäbe, in ihrer überwiegenden Mehrheit sauber bliebe. Wohin korruptes Handeln und korruptes Denken führt, das ist ihr auf eine blutig-ernste Art gerade vorverriert worden — auf ihre Kosten. Und sie hat diese Rechnung nicht vergessen ... Z.



POW

WÄHREND DES KRIEGES war der jetzt 21jährige Münchener Abiturient Martin Georg Eppich Unteroffizier bei einer Panzerdivision gewesen. Dann kam er in Gefangenschaft. Zuletzt war er in Reading, einem Gefangenenlager Englands, das 700 Kilometer im Innern des Landes liegt. Eines Tages hatte er Ausgang; er ging in die nächste Stadt, kaufte sich von seinem ersparten Geld eine Fahrkarte nach Southampton. Dort schaute er sich genau um, sprang in einem unbewachten Moment ins Wasser, schwamm drei Kilometer bis zu dem größten Dampfer der Welt, der „Queen Mary“, die vor Anker lag. 45 Meter war das Schiff lang, das Eppich bis zum Deck hinaufkletterte. Oben versteckte er sich in einem der Rettungsboote. Die „Queen Mary“ fuhr los, dampfte über den Ozean, kam nach New York. Der POW kauerte in seinem Rettungsboot, fünf Tage lang, ohne Essen.

Im New Yorker Hafen mußte Eppich wieder einen günstigen Ausblick ab, sprang von Bord, schwamm durch den Hudson River bis ans Land; dann wanderte er, ohne Schuhe, nur mit seinem Lageranzug bekleidet, 300 Kilometer quer durch den Staat New York, bis er bei einem Bauer Arbeit fand. Doch jetzt verließ ihn sein Glück. In Pittsdown hielten ihn zwei Polizisten an, er konnte sich nicht ausweisen, wurde natürlich verhaftet, gefesselt und nach New York zurückgebracht. Dort wartete er in einem Gefängnis auf seine Rückkehr nach England.

Bis hierher wunderbar, die Geschichte eines jungen Deutschen, der Einfälle, Mut, Tapferkeit, Geschicklichkeit in ungewöhnlichem Maß bewies, der Initiative hatte, sein Schicksal selbst in die Hand nahm — vielleicht in unserer mechanisierten Welt noch zuviel Sinn für das Abenteuerliche als Rest seiner Kriegszeit in sich hat.

Was aber wird dieser junge Mensch tun, wenn er aus der Gefangenschaft entlassen ist und dem deutschen Diktator von Anordnungen, Verordnungen, Gesetzen, Paragraphen, Zuweisungen, Einweisungen, Zugangsbescheinigungen, Meldestellen, Ämtern gegenübersteht, gegen dessen lähmende Undurchdringlichkeit der Weg von Reading nach Pittsdown und zurück ein kleiner, harmloser Spaziergang war? Werden seine besten Kräfte nicht gelähmt, in das Gegenteil verkehrt werden? —sch—

Vordringlichkeit

Zwei Zahlen kamen uns in den letzten Tagen in die Hand, bei deren Lektüre uns ein kalter Schreck befiel. Die eine Zahl: Die Stadt Frankfurt hat für die Neuausstattung von Straßenschilddern einen Betrag von über 7000 Mark angesetzt. Die andere Zahl: Jedes Land der US-Zone gibt monatlich für die Lieferung von Zeitungen und Zeitschriften an deutsche Kriegsgefangene 2500 Mark (zweitausendfünfhundert) aus. 7000—2500! Uns scheint hier herrscht ein Mißverhältnis, ein Unverständnis; hier feiert die Trägheit des Herrschens Triumph. Wir wissen es aus der Verbindung mit wachen Kriegsgefangenenlagern, in das unsere Zeitung kommt, wie ausgehungert die jungen Deutschen, die ein bitteres Geschick noch hinter Stacheldraht festhält, ohne daß sie schuldiger sind als Du oder ich, nach jedem deutschen Buch, nach jeder Zeitung oder Zeitschrift sind, die aus der Heimat kommen. 2500 Mark — ein lächerlicher Betrag gegenüber dem riesigen Steueraufkommen aller Länder, aller Städte. Ist eigentlich die Umbenennung von Straßen und Plätzen wichtiger, vordringlicher als die Pflege des Menschen, als die Zeichen der menschlichen Verbundenheit, der Liebe zu den jungen Deutschen, die unmittelbarer als wir alle in der Heimat leben müssen für unser aller Schuld? Das Herz ist uns mindestens genau so wichtig wie ein Stück Blech ...

DER TRAUM VOM „PAP“

Von HEINZ HUTTER

Nüchtern bräunten alle Lichter in den heiligen Hallen der bizarrsten Bewirtschaftungs-bürokratie. Eine Besprechung jagte die andere. Hinter zahllosen Bürofenstern saßen ausgerubte Bürokratenköpfe und planteten, rechneteten, kalkulierten, knobelten und diktierten. Still, ernst, mit verblissener Wut. Ihre Hirne fieberten in Plänen von unglaublichem Ausmaß. Ein Ministerialrat sammelte die Fäden von Meinungen und Erwägungen. Über die Enge der Zeit schaute er wie über die Kimmung der See. Er hatte das Gesicht. Er war der Feldherr. Er schlug die Schlacht. Die Pfennigartikel, die Rasierrasierer, Näh- und Stoppfäden, Briefpapier, Nadel, Streichhölzer für 40 Millionen Menschen! Keine Wunderwaffe: das PAP, das „Pfennigartikelprogramm“. Durch dieses Programm sollten, auf der Grundlage eines neuartigen Bewirtschaftungssystems, die bekannten trostlosen Verhältnisse auf dem Gebiete der sogenannten Pfennigartikel verbessert, sollte die bislang in kläglichen Anfängen stoffungsgelebene Versorgung der Bevölkerung mit den hunderttausend unentbehrlichen Gebrauchsgütern des täglichen Bedarfs auf einen befriedigenden Stand erhöht werden.

Von diesem glänzlichen Programm sollten noch die Einzel mit schmerzlicher Bewunderung reden. Die Schlichte raste Unsummen von Geld und Papier wurden verpulvert. Bestenfalls nach draußen: die Gebrauchsgüter-Produktion ist abseits auf das höchstmögliche Maß zu steigern!

Das Wort suchte in den Boden, lief über die Kabel der Telefonleitungen, irrte in tausenden und aber-tausenden von Rundschreiben durch die Ämter, zirkulierte in den Büros der Industrie, machte die Presse mit „PAP! PAP! PAP! Rettet die Millionen Deutsche!“ „PAP! PAP! PAP! Hunderte von Rüstungspressen spielen in tausenden und

abertausenden von Zeitungen das Wort in die Massen, rissen sie aus der Verdampfung des Tages und erfüllten die Hirne mit tollen Wünschen. Rasierer! Näh- und Stoppfäden! Näh- und Stoppfäden! Näh- und Stoppfäden! Näh- und Stoppfäden!

Nun muß sich alles, alles wenden, dachten frohlockend die vollbärtigen, nach Reserklängen leuchtenden Männer, hofften beglückt die durch die ewige erfolglose Jagd nach Näh- und Stoppfäden, nach Schühreime und Schuhsohlen zermürbten Hausfrauen von Hionien. Unverbesserbliche Optimisten glaubten sogar bereits den ersten breiten Silberstreifen am schwarzen Normalverbrauch-Horizont zu erblicken und kühne Folgerungen an diese grasteinraubende Demonstration deutscher Wirtschaftsbürokratie. Und damit wäre die Geschichte vom PAP eigentlich schon zu Ende.

Wieso? Nun, aus der ganzen Sache ist natürlich nichts geworden. Das auf dem Papier so prächtig ansehende „Pfennigartikelprogramm“ hat sich in der Praxis als „Pfennigartikelverwirtschaftungsprogramm“ erwiesen.

Hat man denn inzwischen mehr Rasierer bekommen? Mehr Näh- oder Stoppfäden? Briefpapier? Schuhreime? Nichts von alledem. Im Gegenteil die Zuteilungen wurden immer seltener und spärlicher.

Es scheint eine unerklärliche Gesetzmäßigkeit in den Konsequenzen jenseitiger Art von Zwangsverwaltung im heutigen Deutschland zu liegen: sobald ein Artikel der Bewirtschaftungsmaschinerie der Bürokratie einverleibt wird, ist er, wennstens für den kleinen Mann einfach nicht mehr da, wie von Zauberhand entführt, und überschwebt ebenso schmerzhaft dem schwarzen Markt, der für den ausgebeuteten Durchschnittsdeutschen ein fast verlegenes Paradies ist und nur den kleinen und großen Häfischen schwarzer und grauer Provenienz offensteht.

Angeichts solcher Zustände ist es nur natürlich, daß das Volk zu der

Ansicht kommt, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe und daß der letzte Rest von Vertrauen zu den mit seiner Versorgung beauftragten behördlichen Instanzen zum Teufel geht. Die beamteten Papageien auf den zahllosen Wirtschaftskontrollplätzen plappern ihr monotonen „Bedaure, nichts da“. Das Wirtschafts-verwaltungsamt in Frankfurt, dem die Erhaltung der Existenz von 40 Millionen Menschen obliegt, macht es, im großen, nicht viel anders. „Die ungeheure Rohstoffknappheit und der katastrophale Mangel an Maschinen und Hilfsmitteln“ einerseits und der gewaltige Bedarf andererseits...

Gewiß und einverstanden, alle diese zehnthedigen Schwierigkeiten sollen durchaus nicht bagatelisiert werden. Sie sind nun einmal da, das wissen wir alle. Wir wissen aber auch, daß sie keine stichhaltige Ausrede für die geradezu gigantische Unfähigkeit unserer Bewirtschaftungsbürokratie sind, die eine Pfeitelerklärung der anderen folgen läßt, die es nicht einmal fertigbringt, daß die Rasiererklänge und Streichhölzer den realen Weg zum Verbraucher gehen, geschweize denn die Lebensmittel und Textilwaren.

Einerseits verkündet sie in Permanenz bombastische Papierprogramme, wie zum Beispiel das erwähnte PAP, und andererseits hat man es nicht einmal fertiggebracht, eine einheitliche Versorgungskarte zur periodisch geregelten Belieferung der Haushalten mit den Pfennigartikeln herauszubringen. Nicht viel anders ist es mit den Schuhabsatz-kontrollkarten. Hier existieren sie schon seit längerer Zeit, dort wieder hat man sie noch nicht.

Für die Ausbeute von Näh- und Stoppfäden sind besondere Bezugs-scheine vorgesehen, doch hat man sich über die Ausschüttung und die jeweiligen Quantitäten noch nicht einmigen können. Rasiererklänge werden auf die Rasiervorteile auszugeben. Unvorstellbar war die Belieferung aller Männer mit runder vier bis fünf, später acht bis zehn Klippen im Monat vorgesehen. Das scheint indes ein Problem gewesen zu sein, vor dem alle bürokratische

Initiative versagte. Es scheint zwar recht einfach: wenig Rohstoff erforderlich (1200 Tonnen Stahl Jahresbedarf für die drei Westzonen), 120 Betriebe mit modernsten Maschinen vorhanden, alle mit ungenutzter Kapazität, ein Produktionsprogramm, ein Produktionsbefehl, eine tod-sichere Kundenschaft, ein vernünftiges Verteilungssystem — und doch keine Klänge! Bewirtschaftet und — verschwunden! Hokuspokus! Weiter: Schuhreime! Sie liegen schon lange bei den Geistes, dürfen aber nicht ausgegeben werden: man weiß noch nicht, wie man sie ausgeben soll. Schuhreime: dasselbe Alles in allem: ein heilloses Durcheinander, in dem sich kein Mensch mehr auskennt.

Wenn es überhaupt noch eines Beweises für die vollkommene Unfähigkeit unserer Bürokratie bedürft hätte, das kläglich Scheitern der Pfennigartikel-Aktion hat ihn erbracht. Was hier im „Kleinen“ — für den Verbraucher allerdings werden diese „kleinen Dinge“ recht groß geschrieben — geschieht, scheint zum System jeglicher Art von Bewirtschaftung auch im Großen erhoben worden zu sein.

Es erhebt sich hier die große Frage, ob es nicht überhaupt besser wäre, — vom Lebensmittelsektor abgesehen — das Zwangsverwirtschaftungssystem generell zu beenden und die „bewirtschafteten“, d. h. bisher verwirtschafteten Waren freizugeben. Dann allerdings müßte man auch die längst nicht mehr den heutigen wirtschaftlichen Realitäten entsprechenden unsinnigen Preisvorschriften aufheben, die vielfach unter den Gestehungspreisen liegen. Aber das wäre doch wohl das kleinere Übel. Jedenfalls ist es besser, für Rasiererklänge den doppelten Preis zu zahlen, als überhaupt keine zu bekommen.

Ob man sich zu einer derartigen unvollständigen wirtschaftspolitischen Maßnahme wird verstehen können? Ich glaube es nicht. Ich glaube vielmehr, daß unser Volk den Leidenskelch unseres anachronistischen Zwangsverwirtschaftungssystems bis zur Neige wird auskosten müssen, daß die katastrophale Verwirtschaftung der deutschen Produktion immer größere Kreise ziehen wird.

Da staunt DU

DER GASFORMIGE Zustand der Luft müßte normalerweise ein Entfliehen der Atmosphäre in den Weltraum zur Folge haben. Daß das nicht geschieht, verdanken wir der Schwerkraft der Erde, die die Luftmoleküle in ihren Bann zieht. Die Gasmoleküle unserer Atmosphäre würden abwandern, würde die Schwerkraft nicht wirken. Gäbe es umgekehrt keine Molekularbewegung, die nach allen Richtungen hin eine zerstreute Wirkung der Luftmoleküle bewirkt, so wäre gleichfalls keine Atmosphäre vorhanden, denn dann würden sämtliche Luftmoleküle wie Stein auf



Zeichnung: Alex. Nockoff

die Erde niederfallen und auf dem Boden eine feste Schicht bilden. Erst durch das Zusammenspiel der Molekularbewegung und der Erdbeschwerkraft werden die Luftmoleküle schwebend erhalten, wobei ihre durchschnittliche Geschwindigkeit von fünfundert Meter in der Sekunde maßgeblich ist. Würde ihre Geschwindigkeit 11,3 Kilometer in der Sekunde betragen, so wäre es der Luft möglich, aus dem Bannkreis der Erde herauszukommen.

Das Wasserkraftwerk in Michigan City wurde besonders zu den Wanderzeiten alle Jahre stark durch Fische heimgesucht, die die Einlaß-rechen verstopften und so den Wasserfluß zu den Turbinen hemmten. Man hat die Fische jetzt mit Erfolg durch elektrische Spannungsfelder im Wasser vertrieben: diese Felder erschrecken zwar die Fische, aber sie töten oder betäuben sie nicht. Sieben Metallstäbe stehen sich in zwei parallelen Reihen von 20 cm Abstand gegenüber. Die stromaufwärts liegende Reihe ist mit dem geerdeten Pol der Stromquelle verbunden. Die dem Kraftwerk zu liegende Reihe teilt fünfmal in der Sekunde elektrische Schläge von 60 Volt Spannung gegen die erste Reihe hin aus; das ist etwa das dreifache der Hausnetzspannung. Die Strommenge ist aber absichtlich begrenzt, indem ein Kondensator erst aufgeladen wird, dann über das Wasser entladen wird. Der einzelne Fisch kriegt von dieser Spannung nur einen Teil ab, der umso größer ist, je länger der Fisch ist und je näher er an den Röhren vorbeischwimmt. Die Wassergeschwindigkeit beträgt an dieser Stelle erst 20 cm/sec., sodas die Fische noch leicht wenden und aus dem Kanal herausschwimmen können. Seit der Einführung dieser Einrichtung sind die Fischstürmungen ausgeblieben.

Prima-Meinung

Man tagte in Heidelberg. Etwas blieb, als die Tagenden auseinander gegangen waren: Pläne zur Durchführung einer Schulreform. Es soll kein Gymnasium, keine Realschule und kein Lyzeum mehr geben, sondern eine Einheitschule. Sie besteht aus sechs Klassen Grundschule und teilt sich dann in vier Zweige — naturwissenschaftlich-mathematisch, neu sprachlich, alt sprachlich, musisch. Dieser Einheitschulvorsatz drang nicht nur bis zum Ohr friedlicher Leute, die sagen: „Das Richtige ist es zwar nicht, aber was soll man dagegen tun?“, sondern auch zu den Schülern der Oberklasse des Karlsruher Gymnasiums. Und die taten, im Gegensatz zu den „Friedlichen“, etwas dagegen.

Die Primaner faßten eine Resolution, in der sie vor allem für eine gute, umfassende Allgemeinbildung eintraten und eine Spezialisierung des Schulunterrichts nach einzelnen Sachgebieten grundsätzlich ablehnten. Nach sechs Jahren Grundschule könne ein Schüler noch nicht genau wissen, ob er sich nun naturwissenschaftlich oder musisch weiterbilden soll. Der Lehrplan soll nicht differenziert, sondern durch zusätzliche Fächer, wie z. B. Gesellschaftswissenschaften erweitert werden.

Die Resolution der Gymnasialisten erscheint uns deshalb bemerkenswert, weil hier ein Reformvorsatz von denjenigen akzentriert wird, die in erster Linie davon betroffen sind: Von Schülern. E. M.



Foto: Privat

Doris Ehrler

eine 16jährige Tanzschülerin aus Sinsheim

meint:

„Ich stecke voller Pläne für die Zukunft. Wenn ich meine „Lehrzeit“ auf der Heidelberger Ballettschule beendet habe, möchte ich gerne nach Berlin, um mich als Schauspielerin ausbilden zu lassen. Die Entwicklungsmöglichkeiten sind dort besser — doch zuerst muß ich 18 Jahre alt sein. Mein Beruf gefällt mir natürlich sehr gut — auch wenn manche Leute heute noch die Nase darüber rümpfen. Wie ich darauf gekommen bin? Das kann ich eigentlich schlecht erklären — ich weiß nur, daß ich mir schon mit fünf Jahren wünschte, einmal auf den Brettern zu stehen. Von Politik will ich nichts wissen. Nein — garnichts. Ihr habe ich schließlich zu verstehen, daß wir heute in dieser engen, kleinen Wohnwelt leben müssen, nachdem wir in Mannheim durch die Flieger alles verloren haben. Und Papa lassen wir auch nie wieder in einen Verein. Nein danke, rauchen tue ich nur sehr selten — auch wenn es Charaktersache ist. Habe ich eigentlich einen besonderen Wunsch, Mama? Ach ja — nach Amerika möchte ich einmal — aber allein! Sonst bin ich mit meinem Schicksal ganz zufrieden. Und wenn wir alle anno Kahl hätten, würde ich mich sogar auf den Winter freuen — denn Schlafen ist mein Lieblings-sport. Leider sind meine Briefe verboten. Vielleicht bekommen ich zu Weihnachten ein neues Paar, obwohl ich nicht möchte, daß mir viel Zeit dafür bleibt — ich muß noch viel lernen. Ich hoffe, daß mir du noch ein Wunsch ist — sogar ein ganz großer: Eine neue „Kunstgeschichte“.“

EINHEIT EINER Generation?

FAST EINE INTERZONENTAGUNG DER JUGEND

Die Einladung: „Die Tage unseres Treffens sollen im Zeichen der Aktivität der Jugend, ihrer berechtigten Forderungen, ihrer Zusammengehörigkeit, ihres guten Willens und ihrer Bereitschaft zur Mitarbeit an allen geistigen, politischen und sozialen Fragen des Lebens stehen“. Das stand auf den Einladungen zur „Jugend-Interzonentagung am 8. und 9. November 1947“, die der „Jugendring Schwäbisch-Gmünd“ ein paar Wochen zuvor den Jugendorganisationen, Jugendausschüssen, Studenten und Redaktionen von Jugendzeitschriften zugeschiedet hatte.

Die Gäste: 97 junge und jüngere Menschen, Mitglieder von Jugendverbänden, „Nichtorganisierte“, Jugendleiter, Jünger der verschiedensten Richtungen. Der Name „Interzonentagung“ bestand nur zu drei Viertel zu Recht. Das vierte Viertel Berechtigung fehlte gemeinsam mit den Vertretern der Ostzonen-PDJ. Aus der britischen Zone waren wenig Gäste erschienen, aus der französischen noch weniger, aus Berlin zwei. Aber sie waren wenigstens da.

Die Themen: Anderthalb Tage sind kurz, wenn Menschen zusammenkommen die sich untereinander nicht kennen. Daran hatten die Veranstalter nicht gedacht. Es wurden zu viele Themen angeschnitten. Dadurch bleibt es beim Anschnitt. Wo analytisches Scharfsehen nötig gewesen wäre. Sehr wesentlich war ein Referat von Dr. Harzendorf, Göttingen, in dem er anhand von statistischen Angaben nachwies, daß sich das deutsche Volk auf dem „absterbenden Ast“ befindet. Im Jahre 1945 wurde die Einwohnerzahl von 65 auf 35 Millionen zurückgegangen sein, erklärte er. „Wir müssen loskommen von allen Wunschträumen und reale Gegebenheiten klar sehen“, diese Worte standen über seinem Referat. Sie hielten auch über der Vorlesung eines Nicht-Fachmannes über „Weltwirtschafts- und deutsche Lage“ stehen sollen. Es ist nicht damit getan, daß wir jungen Menschen heute überall mitreden und so tun „als ob“ wir etwas davon verstehen. Wir müssen tatsächlich etwas von einer Sache verstehen, wir müssen Fachleute sein, bevor wir in der Lage sind, entscheidend die Lösung eines Problems zu bestimmen. Das wollen wir nicht vergessen. „Wir müssen loskommen von allen Wunschträumen.“

Die Diskussionen: Es wurde viel geredet. In den Diskussionen, die den Referaten folgten, glaubten manche, die Erfahrungen, die sie in ihren Gruppen gesammelt hatten, als Allheilmittel anpreisen zu müssen. Sie sprachen oft von unwesentlichen Dingen, die die übrigen Teilnehmer kaum zu interessieren schienen. Sie machten Selbstpropaganda. Sie redeten mehr oder weniger gut und einige sprachen lange und wenn sie in die Taschen griffen, hofften die Zuhörer, sie würden ihre Handreime ändern. Der ermüdenden Wirkung der vielen Worte zum Trotz: nur weil viele so viele Meinungen äußerten, war es möglich, das Wesentliche herauszuschälen.

Die Kritik: Gleich nach dem ersten Referat trat ein Diskussionsredner hinter das Pult und meinte, er sei nicht von Hannover nach Schwäbisch-Gmünd gekommen, um sich Referate anzuhören. Wenn das so sei-

tergehe, könne er gleich wieder abreisen. Er hätte geglaubt, der Jugendring hätte schon bestimmte Wege gefunden, auf denen die deutsche Jugend zu einem Ziel gelangen könne. Er sei enttäuscht hier ebenfalls nur Suchende zu finden, genau so wie zu Hause. Dieser Hannoveraner wollte etwas Festes finden. Die Mitglieder des Jugendrings waren jedoch nicht fertig, wenn sie es nämlich gewesen, dann hätten sie sich niemand mehr einuladen brauchen, um sich mit ihm zu unterhalten und zu vergleichen.

Die Spaltung: Bis einer der beiden Berliner Vertreter des „Demokratischen Jugendverbandes“ das Wort ergriff, schien es, als bestehe eine Einheit der jungen Generation. Es blieb beim Schein. Als er die Arbeitsmethoden der FDJ in der russischen Zone kritisierte und ablehnte, als er die Zulassung von anderen Jugendverbänden in dieser Zone vorschlug, wurde die Spaltung offenbar. Die Spaltung in Ost und West.

Die Gespräche: In den Unterhaltungen, die außerhalb der Tagesordnung, bei Tisch, vor und nach dem Essen geführt wurden, spürte man oft das Trennende. Da waren die FDJ-Fanatiker, die aufbrauten, wenn kritische Worte gegen ihre Organisation in der Ostzone fielen, die sehr schnell von der Teilung Deutschlands redeten, wenn sie auf ihre Fehler aufmerksam gemacht wurden. Sie meinten, es gäbe keinen Marshall-Plan und verurteilten ihn trotzdem. Sie sprachen von den Demonstrationen der Amerikaner, um von denen in der Ostzone nicht sprechen zu müssen, redeten in SED-Lesartikeln und bei manchem wurden Andersdenkende den Eindruck nicht los, es kämen vorge-druckte Sprachbänder aus seinem Mund. Gegen diese jungen Menschen mit ihren festgefügten, sauber ausgerichteten Meinungen, standen diejenigen, die eine neue Einheitsjugend absehnten, weil ihnen die Wrack-splinter der alten Einheitsjugend noch die Erinnerung verstanden, die Sport treiben und angeln wollten, ohne in der Jugendorganisation erfasst sein zu müssen. Das waren die Unterschiede. Es kam jedoch zu keiner Trennung. Vielleicht dachte jeder an die Worte eines Tagungsrichters: „Laut uns suchen, was uns einigt und verbindet, was uns trennt.“

Die Resolution: Obwohl sich niemand über ihren Wert Illusionen machte, faßte man sie, weil alle glaubten, man müsse seine Meinungen sagen, um verlangen zu können, daß sie berücksichtigt wird. Die Parteien wurden aufgefordert, ihren Parteihader hinter die gemeinsame Maßnahmen, die der Beseitigung der Not dienen, zurückzustellen. Der Kontrollrat wurde gebeten, die Zulassung von Jugendverbänden in allen Zonen gleichmäßig zu handhaben und nicht zu vergessen, daß die Jugend ein Deutschland ohne Zonen Grenzen wünsche.

Die Schlußfolgerung: Die Tagung in Schwäbisch-Gmünd bewies, daß es keine Einheit der jungen Generation gibt, weil nicht die „Einheit“, sondern nur die Einigkeit der einzelnen Organisationen und Gruppen untereinander die Sicherheit vor totalitären Machtansprüchen einer Gruppe bietet. K.K.

RUCKSCHRITT der Woche

Zu viel ... Lebensmittel standen den 40 Ernährungssachverständigen aus den drei Westzonen zur Verfügung, die während einer viertägigen Konferenz pro Tag je 5784 Kalorien, unter anderem 750 Eier, zwei Zentner Weizenmehl, 40 Pfund Marmelade, 30 Pfund Butter versahen.

... Lokomotiven sind betriebsfähig, um die Kohlenförderung des Ruhrgebietes, die auf über 270 000 Tonnen pro Tag angewiesen ist, zu bewältigen, erklärte der Generaldirektor für Eisenbahnen in der Zone, Dr. Busch.

... Eisenbahnwaggons stehen reparaturbedürftig herum, von denen 20 000 wieder hergestellt werden könnten, wenn 800 Tonnen Kleinsten und 10 000 ebn Holz (der Bruchteil der bizonalen Monatsproduktion) vorhanden wären, erklärte Dr. Bangartz auf dem Parteitag der DVP.

... Schweine werden von den Selbstversorgern zur Zeit hausgeschlachtet, nämlich 98 Prozent, während im Jahre 1936 nur 34 Prozent der geschlachteten Schweine von den Züchtlern geschlachtet wurden.

... Ratten gibt es gegenwärtig in Berlin, wo schätzungsweise 3 Millionen Ratten täglich etwa 90 000 Lebensmittelrationen auffressen.

... Parteibekleidungen fehlen ansehend den SED-Mitgliedern des Kreises Rostock, denn in einer Resolution an den Berliner Parteitag fordern sie welche mit der Begründung, es würde „erstens den berechtigten Wünschen der Mitglieder, die immer wieder nach Abenden fragen, Rechnung tragen und zweitens als sichtbares Zeichen der Verbundenheit der Mitglieder mit der Partei und so als gutes Propagandamittel wirken“.

... Geld fordert die Düsseldorf-Bezirksverwaltung, von der Führerschaft nicht mehr wie bisher gegen Bezahlung von 6 Mark, sondern für 26 bzw. 52 Mark ausgestellt werden.

... Tote gibt es im Epirus-Gebirge (Griechenland), wo die Regierungstruppen und die Guerrillastreitkräfte von ihrer bisherigen Gewohnheit, kleine Geplänke zu veranstalten, abgekommen sind und sich nun, unter Beteiligung von 5000 Mann, die erste Frontschlacht lieferten.

FORTSCHRITT der Woche

Hilfe ... für deutsche Kinder: 100 000 schwedische Familien haben sich bereit erklärt, unternehmiger deutsche Kinder in den Ferien aufzunehmen.

... für unsere Wirtschaft: Die ersten fünf deutschen Kaufleute starteten vor einigen Tagen von Frankfurt Flugplatz zu einer Geschäftsreise nach den Vereinigten Staaten.

... für deutsche Zivilarbeiter: Ehemalige Kriegsgefangene, die freiwillig in Frankreich blieben, haben Anspruch auf einen Urlaub von einem Monat, einschließlich Hin- und Rückreise, wobei sie auf der Fahrt nach Deutschland 30 Kilo Handgepäck mit sich führen dürfen.

... für den Bergbau: Dem Kohlenbergbau in der britischen Zone wurden von Januar bis September dieses Jahres 91 000 neue Bergarbeiter zugeführt.

... für die Bergarbeiter: Ein Versorgungsschein ist für Bergleute, die nicht mehr in ihrem Beruf arbeiten können, vorgesehen, durch den die Kumpels bevorzugt in Stellen des öffentlichen Dienstes eingesetzt werden sollen.

... für Deutschland: Victor Gollancz, der Leiter der Organisation „Rettet Europa jetzt“, hat für die ersten Dresdner Tage in London eine Protestversammlung gegen die Demonstration in Deutschland festgesetzt, auf der auch Vertreter der britischen Parteien das Wort ergreifen.

... für ein einiges Deutschland: Der amerikanische Militärgouverneur in Deutschland, General Clay, hat davon in Kenntnis gesetzt worden, daß im Falle eines Fehlschlags der Londoner Konferenz die Bildung einer westdeutschen Regierung nicht beabsichtigt sei, erklärte ein hoher amerikanischer Regierungsbeamter in Washington.

... für Holland: Etwa vier Millionen Regenwürmer sollen aus Britisch-Columbia nach Holland eingeführt werden, um den Ackerboden zu verbessern.

Verantwortl. Herausgeber: Wilhelm Betsch, Lizenz D 6 W 1981 - Verlag Volk und Zeit, Karlsruhe, Waldstr. 19, Tel. 498. - Redaktion: Dr. Herbert Zechhaus, Sport, Hill, Nagel, Karlsruhe; Musikverl. H. Tel. 811 84. - Druck: Bad. Presse, Karlsruhe. - Vertrieb: H. Beck, Karlsruhe; K. Hamel, Heidelberg; W. Klafert, Pforzheim; Mitarbeiter: Joachim Holz (13.4.50), Berlin; Willi Besson (14.4.50), Tübingen; Hans Joachim Nohlen (17.4.50), Bismarck, Loth.

SCHWEDENFAHRT 1947

EIN REISEBERICHT VON HANS JOACHIM NOHLEN

Als Abenteuer beginnt es, als Fahrt ins Blaue - mit verbotsener Benutzung des Skandinavienexpress, sondersgenehmigten Ferngesprächen in Flensburg, Aufregung beim Bahnhofsvorsteher in Padborg um unsere Fahrkarten - und als wir, die vier Ersten der deutschen Jugendabordnung, in Kopenhagen eintreffen, steht auch dort bald der ganze Hauptbahnhof Kopf, weil über unsere Weiterreise nach Stockholm nichts bekannt ist. Der Express und das Fährschiff nach Malmö warten eine halbe Stunde auf uns, wir godeln gegen jeden Fahrplan und entgegen allen Berechnungen der Bahnbeamten zwischen Hauptbahnhof und Fährstation hin und her, bis wir endlich den Schweden treffen, der uns abholen soll. Und da erfahren wir dann auch, daß uns die vorsichtige Militärregierung einen Tag zu früh auf die Reise geschickt hat, - die elf anderen Deutschen erscheinen am nächsten Abend in Kopenhagen.

VERTRAUEN

Zu Dritt übernachteten wir in Kopenhagen. Der Touristenverein weist uns ein Privatquartier an, mit der Straßenbahn geht weit hinaus in eine Industrie-Vorstadt und um Mitternacht können wir uns endlich bei unserer Wirtin melden. Da sie weder Deutsch noch Englisch spricht, bleibt ungeklärt, ob unsere Ankunft bereits angekündigt war oder ob sie stets bis in die späte Nacht in ihrer Dreizimmerwohnung aufsaß. Jedenfalls ertastet sie bei unserem und unseres Quartierschleins Anblick sofort die Lage und führt uns in ein sauberes, nettes Doppelschlafzimmer; im Handumdrehen ist auch die Couch weiß überzogen, dann zeigt sie uns noch ihr „Bad“ - einen winzigen Raum mit Steinboden, Abfluß, hoher Schwelle und - an der Decke - einer großen Duschschale; billig und raumparend. Schließlich macht sie uns unter unendlichen Sprachschwierigkeiten klar, daß sie morgens früh zur Arbeit in die Stadt fahren muß - wir aber sollten ruhig ausschlafen und dann - so und so - die Wohnungstür fest zuschlagen, wenn wir gehen. Ihr Gute-Nacht-Gruß war das Letzte, was wir von Frau Nielsen gesehen und gehört haben. Am anderen Morgen fanden wir uns wirklich allein in der Wohnung, alle Türen standen weit offen! Mögen diese Zellen ihrem Vertrauen gegenüber uns wildfremden Ausländern ein kleines, bescheidenes Denkmal sein und zugleich eine Frage: Wann werden wir in Deutschland dieses Vertrauen in die Ehrlichkeit aller haben können? Wir wollen daran bauen, wollen selber Vertrauen schenken und damit einem helfen, die vielleicht wankel sind und die beschämten, die dieses Vertrauen mißbrauchen.

Nachdem unser Nachtexpress nach Stockholm endgültig fort ist, steht unser Gepäck - Koffer, Rucksäcke und Aktentaschen von vier Mann für vier Wochen - ganz allein auf dem halbdunklen Bahnsteig des „Empfangskomitee“ suchen. Als wir nach zwei Stunden wieder hinunterkommen, steht selbstverständlich noch alles unberührt - selbst der Mann, der inzwischen den Bahnsteig gefegt hat, ist schon drum herumgegangen!

Wo wir auch hinkamen, sahen wir riesige Fahrradparkplätze mit Hunderten von Rädern: vor den Bahnhöfen stehen die „Cyklar“ der Reisenden, im Zentrum der Stadt die Räder der Berufstätigen und der Einkäufer, vor den großen Wohnblöcken „übernachteten“ die Räder der Hausbewohner in besonderen Ständern - aber es stimmt nicht ganz, wenn immer wieder behauptet wird, alle diese Räder seien überhaupt nicht gesichert; mit ganz wenigen Ausnahmen sind alle angeschlossen, meistens wird schon von der Fabrik

ein Zahlenschloß mitgeliefert. Aber was würde heute bei uns jemandem hindern, sich ein paar der schönsten Räder auf einen Handwagen zu laden und zu Hause die Schlösser in aller Ruhe aufzubrechen?

Unsere Zelte liegen am See, umgeben vom Wald. Zur Landstraße wo das Postauto fährt, ist es eine halbe Stunde Fußweg. Aber im Haus des Pfadfinderbundes, das den Mittelpunkt unseres Lagers bildet, gibt es Elektrizität und Telefon; nachmittags hat die Post angetufen, daß der Omnibus ein Paket für uns mitbringt, wir sollen es an der Straße abholen. Arno zieht los - und kommt nicht wieder. Es wird Abend, schon sind drei Stunden vergangen, da macht sich einer der Schweden auf die Suche nach dem verlorenen Sohn und bald kommen alle beide samt dem Paket zurück: Arno hatte am Kreuzweg brav auf das Auto gewartet - das aber war schon lange vor ihm dagewesen. Das Paket aber lag am Straßenrand und wartete auf den rechtmäßigen Abholer - kein Unbetugter würde es genommen haben.

STOCKHOLM BEI TAG UND ...

Helle Geschäftsstraßen, Laden an Laden mit Auslagen von märchenhafter Fülle und Eleganz, zehnstöckige Wohnsiedlungen mit modernsten Einrichtungen, fließender Verkehr von langen Autoschlangen, Omnibussen, Straßenbahnen, schweren Motorradspannern und Fahrrädern durch enge Straßen und über breite Highways, in ungläublich großstädtischen Über- und Unterführungen im kreuzungsfreien Rundverkehr und auf kilometerlangen Brücken - und alles führt links und ohne Hupen.

Die große Einfachheit nimmt uns auf; leicht, wie hingewebt steht das Schloßlicht in der Abenddämmerung vor uns. Der Hausherr heißt uns willkommen: wir sind bei Graf Folke Bernadotte auf Wisborg, dem schwedischen Scoutchef, dem wir diese Reise teils zu verdanken haben. Lampen und Kerzen tauchen die große Halle in helmes Licht, um die Anrichtentafel sind die kleinen Tische verteilt. Bald hat jeder seinen Platz gefunden, ein buntes Gemisch aus Schweden und Deutschen. Nirgends gibt es Sprachschwierigkeiten, da unsere schwedischen Freunde meist ganz gut Deutsch können und wir uns, wenn es damit mal nicht geht, mit Englisch helfen. Nach dem Essen gehen wir in den Park zum gemeinsamen Lagerfeuer mit den 12 deutschen Mädchen, die schon vor einer Woche nach Schweden kamen, und mit Stockholmer Pfadfindern. Engge-

drängt hocken wir im großen, mehrfachen Kreis um das Feuer; schwedische Lieder klingen auf, manche bekannte Melodie können wir mitsingen. Dann werden wir um unsere Lieder gebeten. Wir fünfzehn singen, 15 junge Deutsche, die sich gestern im Zuge zum erstenmal gesehen haben, sich erst seit einem Tag kennen und die in dieser kurzen Zeit schon Gemeinschaft geworden sind hier im fremden Land, die sich auf dieser Bahnfahrt, an diesem einzigen Tag in Stockholm soweit zusammengefunden haben, sich aus Freude am Lied und an ihrer Gemeinsamkeit „zusammengesungen“ haben - sie singen, und es klingt, da ist schon Ton darin und Stimme und Stimmung. Es ist mehr als ein Kompliment, wenn Graf Bernadotte nachher sagt, daß wir, die wir als Lernende eingeladen sind, zum mindesten eines nach Schweden bringen könnten, was unsere Gastgeber von uns lernen möchten: Singen!

Ich glaube allerdings, daß wir in den folgenden Wochen im Zusammensein mit den schwedischen Pfadfinderguppen und auf unserem Lager gereift haben, daß auch darüber hinaus noch manche Anregung hin und her gehen kann und daß wir um unseren Weg und unser Wollen sehr genau Bescheid wissen. Auch dadurch, daß wir in der letzten Idee unserer Arbeit, in der Grundhaltung so überraschend einig und so bald klar waren, obgleich wir doch aus den verschiedensten Lagern, Gegenden und Gruppen kamen und in keiner Weise nach einheitlichen Gesichtspunkten ausgewählt worden waren, haben wir wohl bewiesen, daß die deutsche Jugend in den letzten zwei Jahren nicht geschlafen hat, nicht apathisch beiseite stand, sondern daß maßgebliche Teile - Gruppen wie Einzelne - sich zu ihrem Weg durchgerungen haben.

... BEINACHT

Aus dem Gewühl und der Lichterfülle des Vergnügungsparks bringt uns das Fährboot übers dunkle, stille Wasser der Saltsjö ans andere Ufer, wo uns der Katharinen-Bild, der berühmte Aufzug in Sekundenschnelle zur Höhe der Dachgärten 12-stöckiger Häuser hinaufträgt zu einem der schönsten Aussichtspunkte der Stadt. Die Schweden sind zwar traurig, daß sich die Stromkürzung in einer entsetzlichen Dunkelheit ihrer schönen Hauptstadt auswirkt - wir aber sehen gepannt auf die endlosen Ketten der Straßenlampen, die sich tief unter uns und bis weit zum Horizont hinziehen, auf die bunten Lichtreklamen, sich drehenden Rädern, leuchtenden Bienenröhren, buschenden Schriften, blauen, roten und grünen Buchstaben, angestrahlten Häuserfronten und hellen Schaufenstern, auf die Pünktchen der vielfenstrigen Wohnungen weithin. Omnibusse und schwere Personenwagen, wendige Sportwägelchen und Motorräder gleiten unter uns unhörbar über das „Karusell“ von Slussen, werden von den Straßen ausgespielt in Über- und Unterführung, schrauben sich hoch und tauchen wieder unter und sind plötzlich von einer anderen Straßensicht wieder eingezogen. Erst als wir auf der Heimfahrt den doppelten Fahrpreis zahlen müssen, merken wir am „Nachtarif“, daß Mitternacht längst vorüber ist. (Fortsetzung folgt)

Unglaublich aber wahr

Misch war einst ein Begriff. Nicht als Walfahrtsort, auch nicht als Bierquelle. Was hier emporsprudelte und vertrieben wurde, war Humor, erfrischendes Naturgewächs, Originalabfüllung von Ludwig Thoma. Seinen Epigonen fehlte alles, Witz und Geist, nur die Großheit nicht. Sie brachten Miesbach um sein Prestige. Jetzt hat's erneut gegangt. Der dritte Akt steigt und der Zynismus ist erreicht. Sein erstes Manifest liegt vor und prangt als Leitpruch in oberbayerischen Amtsräumen. Hier heißt es wörtlich: „Die katastrophale Ernährungslage gestattet es nicht, an egoistisch denkende Menschen, die infolge Abmagerung, Kräfteverfalls, dauernden Hungergefühls, starken Schwächezuständen, Erschöpfung und ähnlichen Gesundheitsstörungen den Arzt aufsuchen, Lebensmittelanfragen zu gewähren. An solchen Krankheiten leidet heute der größte Teil des deutschen Volkes. Die Herren Ärzte werden strengstens angewiesen, solche Anträge abzulehnen“.

Der Verfasser dieses Ukases scheint jedenfalls an „solchen Krankheiten“ nicht zu leiden, sonst würde er nicht von dem „größten Teil des deutschen Volkes“ eine Entausung fordern, die nur ein anderer Ausdruck für Harakiri ist. Wir kennen den spiritus rector dieser Epistel nicht und sind in der Miesbacher Steckpferd-Zucht nicht bewandert, aber anscheinend ist dieser Schilddrüsenbürger von der Leidenschaft besessen, sich auf dem Amtsschimmel das Schwarze Band im apokalyptischen Rennen zu holen.

Jedenfalls ist das Tempo, mit dem hier das Ziel angestrebt wird, wahrhaft mörderisch. Der Mensch hat ausgespielt vor einer Instanz, die kein Pardon kennt, die jeden als Egoisten brandmarkt, der sich gegen das Sterben wehrt. „Die Herren Ärzte werden strengstens angewiesen...“ Man meint unwillkürlich, eine Nürnberg-Akte vor sich zu haben.

Jedenfalls ist sicher, wenn solche Begle weiter für die Existenzfragen der Nation zuständig sein darf, dann kann man jetzt schon den Tax-auserechnen, von dem ab das Miesbacher Ernährungsamt nur noch sich selbst zu versorgen hat (was gewiß keine Schwierigkeiten haben dürfte), weil die Deutschen, um nicht Egoisten zu sein, von Amts wegen vorzungen müßten.

Stimme der Vernunft

Die Zeiten eines stupiden Nationalismus begannen durch Aussaat von Vorurteilen, die das Werk der systematischen Isolierung der Einzelmenschen voneinander. Die auf planmäßiger Massenverdrängung fußenden Systeme des Totalitarismus vollendeten dieses Werk des Teufels bis zum hermetischen Abschluß großer Völker von der gesamten übrigen Menschheit, bis zum heute bereits als internationaler Fachausdruck gebrauchten „eisernen Vorhang“. In unserem Lande war es der unglückselige Hang zu politischen Ideologien und zu Glaubensbewegungen, der den Ruin herbeiführte. Jeder Mensch bekam seinen Stempel nach Nation, Rasse, Religion oder Klasse. Dieser Stempel, nicht aber der Wert oder Unwert des einzelnen Menschen entscheidet auch heute noch über das Schicksal des Einzelnen und, wenn wir nicht aufmerksam sind, schließlich der ganzen Welt. Gegen diese Stempel, so meine ich, muß ein Aufstand mit allen Mitteln herbeigeführt werden. Wir wollen es uns nicht mehr bieten lassen, daß man uns glauben machen will, irgendeine Nationalität, Rasse oder Klasse sei Ursache oder Voraussetzung für bestimmte Werte oder Unwerte.

Wo sagt das?



Professor Dr. F. H. Rin
Rektor der Universität Göttingen.



Karikatur: Helmut Beyer

